

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 289 Bydgoszcz / Bromberg, 20. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(18. Fortsetzung.) ——

Edith Zylander ging an dem scheltenden Wirt vorbei, der über einem fleckigen Pyjama einen fleckigen Mantel trug.

„Eine Unverschämtheit", sagte der Mann. „Wenn Sie morgen nicht zahlen können, dann fliegen Sie."

Edith antwortete nicht. Sie lächelte merkwürdigerweise aus verweinten Augen. Sie hatte depeschiert. Ihr Schicksal lag in Millers Hand. Sie konnte nichts mehr tun als warten. Der Mann ging ihr nach. „Unser Staat hat seine Gesetze", drohte er. „Ihnen werden Ihre Newyorker Manieren nichts nützen."

Edith schlug ihm die Tür vor der Nase zu und drehte den Schlüssel im Schloß herum. Es schloß nicht, der Mann wußte es, Edith wußte es. Aber er gab den Versuch auf, sie noch weiter zu belästigen. Das Zimmer war häßlich. Das ganze kleine Hotel war häßlich; außerdem war es aus Holz, das Holz knarrte zu jeder Tages- und Nachtzeit. Man hörte jeden Laut. Edith holte ihr Köfferchen unter dem Bett hervor und begann ihre wenigen Habseligkeiten zu packen. Sie besaß nicht mehr viel. Das meiste ihres Besitzes hatte sie in der Zwischenzeit versetzen müssen . . . selbst den Ring ihrer Mutter, die kleine schwarze Perle.

Sie war seit drei Wochen in Hollywood und es war die schrecklichste Zeit ihres Lebens gewesen, schrecklicher noch als jene Zeit in Paris. Weil sie damals überhaupt keine Aussicht mehr besessen hatte, war es leicht gewesen, an Selbstmord zu denken, ihr Leben fortzuwerfen, alles aufzugeben. Hier aber hatte man ihr den Beweis gegeben, daß sie etwas konnte, hatte ihr Hoffnungen gemacht; diese Hoffnungen ließen sich nicht so leicht wieder töten. Hier wollte sie durchhalten. Sie hatte trotzig gedacht: Ah, Lombard, ich brauche ihn nicht, ich werde es ihm zeigen, daß ich auch ohne ihn vorwärtskomme! Gedankenlos war sie in dem schönen und teuren Hotel wohnen geblieben, hatte sich am nächsten Morgen angezogen, sich bereit gemacht, in die Studios zu gehen, Leaton zu sprechen, Wyller und die anderen. Sie fuhr mit dem Bus hinaus, als keine telephonische Verbindung zustande kommen wollte. Und erst dann bemerkte sie, daß es nicht leicht war, einen Weg zu gehen, den niemand ihr bereitete, auf dem niemand ihr die Hindernisse aus dem Wege räumte, sondern sich im Gegenteil alle erdenklichen Schwierigkeiten auftürmten. Am Tage vorher war das Auto anstandslos passiert, vielleicht auch, daß sie in ihrer Aufgeregtheit vergessen hatte zu bemerken, daß es am Einfahrtstor einen Wärter gab, eine Kontrolle, die niemanden durchließ, der keinen Passierschein besaß.

Endlich gelang es ihr jedoch, ins Casting office vorzudringen. Sie ging über die Höfe, in denen auf kleinen Rasenplätzen die Bungalows der Stars standen, sie versuchte zu Stage XI zu kommen, in dem, wie sie wußte, Leaton drehte. Es war ein sinnloses Unterfangen und im Casting office wies man sie ab. Nichts frei. Sie sollte sich einschreiben, man würde sie wissen lassen, ob man sie als Statistin brauchen könnte. Edith wußte damals nicht, daß auch dies nur eine reine Höflichkeit war. Es gab mehr arbeitslose Statistinnen, als sie sich ausdenken konnte. Sie versuchte, Leaton anzurufen, Wyller anzurufen und Larry anzurufen, der einen Bungalow im Garden of Allah bewohnte. Aber selbst Larry konnte sie nicht erreichen.

Am dritten Tage glückte es ihr, Larry auf der Straße zu erwischen. Er fuhr über den großen Boulevard und stoppte kurz, als er das aufgeregt winkende Mädchen am Rande des Bürgersteigs erkannte.

Er hörte schweigend zu, als sie ihm von ihren Nöten berichtete, schüttelte den Kopf und kaute bunte Lutschbonbons.

„Baby", sagte er schließlich, „Mister Lombard spielt zur Zeit Golf in Santa Anita, wäre keine schlechte Idee, hinaufzufahren und sich zu versöhnen."

Edith starrte ihn fassungslos an. „Ist das die einzige Möglichkeit?"

„Der einzige Weg."

Edith fragte scheu? „Und sonst?"

„Und sonst, Babymädchen, wenn du sehr viel Glück hast darfst du vielleicht mal als Extra zehnmal gereinigte Kleider aus dem Depot anziehen." Edith glaubte ihm nicht. Sie lehnte seinen Rat ab. Sie fuhr nicht nach Santa Anita. Sie machte sinnlose Versuche, sich durchzusetzen. Sie konnte es nicht begreifen, daß Regisseure, die von ihr begeistert gewesen waren, plötzlich nichts von ihr wissen wollten.

Dann entdeckte sie, daß Lombard nicht einmal die erste Nacht im Hotel für sie bezahlt hatte. Sie versetzte den Ring und zog aus. Sie suchte ein kleines anständiges Hotel. Aber die Hotelleitungen, die Hollywood kannten, verlangten bei gänzlich Unbekannten Vorausbezahlung. Edith hatte keine Freunde hier unten, kannte keine Menschenseele, nicht eine der kleinen Statistinnen, die in unbezahlten Appartements zusammenhausten und wie sie auf ihre große Chance hofften. Am Ende der ersten Woche war sie bereit, aufzugeben.

„Fahr ab", sagte Larry, „hier hast du nicht mal die Chance, bald einen Tagesjob zu bekommen und alle Berufe sind überfüllt. Die schönsten Mädchen sind Kellnerinnen, Telephonistinnen, Sekretärinnen. Hier findest du nichts. Geh nach Newyork, da hast du wenigstens eine Chance."

Aber Edith besaß nicht das Geld, um nach Newyork zu fahren. Sie blieb, trotzig und verzweifelt. Die zweite Woche ging herum und Edith wohnte in dem kleinen Holzhotel und aß so gut wie nichts, obwohl das Essen in Hollywood billiger war als in ganz Amerika.

„Warum hast du denn nicht gesagt, daß du selbst zu arm bist um abzuhauen?" fragte Larry und steckte ihr ein paar Noten zu. „Hau ab, Baby, ich hab's dir doch gesagt, Lombard ist auch schon weg, hat keinen Sinn mehr."

Edith nahm das Geld, sie konnte nicht abfahren, weil sie ihre Hotelrechnung bezahlen mußte. Sie blieb. Diesmal schnappte Larry ein, als er sie zufällig drei Tage später sah. „Mensch", sagte er, „ich glaub', du verwechselst mich mit Rockefeller, soviel hab' ich nun auch wieder nicht, um dir ein zweites Mal auszuhelfen."

Er ging brummend weg. Mädchen, die so dumm waren, war nicht zu helfen.

Wenn Edith die Stars in ihren großen schönen Wagen durch die Straßen sausen sah, hinunter zu den Studios oder hinauf zu ihren eigenen herrlichen Häusern, krampfte sich ihr Herz zusammen. Ich kann ebensoviel, dachte sie hochmütig, es muß mir doch gelingen . . . Aber es gelang ihr nicht. Eines Abends, als sie gerade ihr einziges Abendkleid versetzt hatte, weil sie unbedingt einmal richtig essen mußte, traf sie Wyller, den Regisseur, der damals im Vorführraum ihre Probeaufnahme mitangesehen hatte.

„Da ist nichts zu machen, Kindchen", sagte er, „nichts zu machen. Vielleicht, daß in ein, zwei Jahren über die Sache Gras wächst oder Loscha oder ein anderer sich nicht mehr um Lombard zu kümmern braucht . . . weißt du was, mach, daß du von hier fortkommst. Es nützt nichts, hier herumzulungern. Man gewöhnt sich nur an dein Gesicht, das hilft ihm nichts. Das macht es nur langweilig und billig. Vielleicht versuchst du, beim Theater anzukommen, du kannst doch was. Vielleicht glückt es dir; 'n Abend, Kindchen, 'n Abend und fahr ab."

Es war einer der kühlen, feuchten Abende Hollywoods. Edith wußte jetzt, daß die anderen recht hatten, daß sie es gut mit ihr meinten, wenn sie ihr rieten aufzugeben, abzufahren. Vielleicht war es sogar eine Chance, es mit Theaterspielen zu versuchen. Sie konnte sich auf der Bühne einen Namen machen. Konnte man nicht alles, was man wollte? . . . Vielleicht, überall in der Welt . . . nur nicht in Hollywood. Sie ging fröstelnd zu Fuß heim, um das Fahrgeld zu sparen. Aber im Hotel hatte der Wirt auf sie gewartet, um ihr mitzuteilen, daß sein Hotel keine soziale Fürsorgeanstalt wäre. Edith bat um Stundung bis Wochenende. Das waren noch drei Tage. Drei ganze Tage. Warum sollte sie schließlich nicht doch Glück haben. Es gab eigentlich keinen Grund. Sie dachte an Lombard. Er hatte ihr die Perspektive eines wunderschönen Lebens gezeigt, ihre Ambitionen von neuem geweckt, ihren Ehrgeiz aufflammen lassen, er hatte ihr gezeigt, was sie haben konnte . . . ja, er hatte ihr sogar die Entscheidung überlassen. Vielleicht war wirklich alles ihre Schuld, ganz allein ihre Schuld. Welches Mädchen machte denn so große Dinge um ein bißchen Liebe? War ein Körper wirklich soviel Aufhebens wert? Wie hatten es die anderen gemacht? Waren die meisten denselben Weg gegangen? Wer war sie, daß sie für sich Dinge in Anspruch nehmen wollte, die größere und wertvollere Menschen nicht hatten haben können?

Die drei Tage verstrichen. Edith hatte kein Glück. Der Name Lombard war zu mächtig. Man fürchtete, Lombard zu verstimmen. Man wollte sich ihn bei guter Laune halten. Schön, es gab ein kleines Mädchen mit einem viel zu langen Namen, das hübsch war und sogar spielen konnte, aber das war nicht wichtig. Hier in der großen Fabrik schuf man dir, die spielen konnten, redete den Leuten ein, daß sie spielen konnten, es war ganz einerlei, ob sie wirklich fähige Schauspieler waren, wichtig war, daß die Leute glaubten, was man ihnen erzählte. Wozu hatte man schließlich die Pressebüros, die Publicity Departements, einen Stab von Mitarbeitern? Miller oder Lombard, nur sie konnten Edith helfen, aus dieser Hölle herauszukommen. Miller oder Lombard. Der einfachere Weg schien Miller. Edith verstand selbst nicht ganz, warum es ihr fast genau so schlimm erschien, Millers Hilfe in Anspruch zu nehmen, wie Lombards Freundin zu werden. Eines schien ihr genau so demütigend, wie das andere, obwohl das natürlich Unsinn war.

Miller oder Lombard — in den dunklen einsamen Nächten, in denen das Holz, der Fußboden und die Wände knarrten, wog sie die beiden Namen gegeneinander ab. Bei dem einen gewann sie alles, was sie sich ersehnte und verlor nur sich selber; bei dem anderen verlor sie alle Aussichten auf eine große Karriere, aber sie blieb sich selber treu. Miller oder Lombard. Lombard oder Miller. Es war keine leichte Entscheidung für ein ehrgeiziges, kleines Mädchen, dem man große Hoffnungen gemacht hatte.

Am Sonnabend, als der Wirt sie von neuem drängte, depeschierte sie Miller.

Erst als sie bereits gezahlt hatte, brach die Angst in ihr auf, die große, schreckliche Angst, daß er nicht antworten würde. Egozentrisch wie sie die ganze Situation beurteilt hatte, hungrig und nervös, hatte sie tatsächlich geglaubt, die Entscheidung läge in ihren Händen, sie könne wählen, könne zwischen Miller und Lombard wählen. Jetzt erst erkannte sie die wahre Sachlage. Wenn Miller nicht antwortete, wenn ihr Hilfeschrei unbeantwortet blieb, wenn ihr Telegramm Miller gar nicht erreichte oder wenn Miller ganz einfach sie, die kleine undankbare, fortgelaufene Sekretärin längst vergessen hatte — was dann? —, lieber Gott, was dann?

*

„Darf ich sonst noch etwas für Sie tun, Sir?" fragte der Junge, der auf sein Trinkgeld wartete. Michael sah ihn an und schüttelte gedankenverloren den Kopf.

„Darf ist das Fenster für Sie öffnen, Sir, es ist sehr heiß."

Der kleine Page gab nicht nach, er benahm sich völlig erwachsen und sicher.

Michael winkte ab.

„Brauchen Sie noch etwas für die Nacht, Sir?"

Endlich begriff Rauter, um was es ging und holte ein paar kleine Münzen hervor. Der Junge verbeugte sich und verschwand. Das Mädchen steckte ihren blonden Kopf durch die Türritze und schnupperte.

„In Ordnung?" fragte es.

Michael starrte es an, als hätte er vergessen, daß er einen ganzen Abend mit dieser kleinen Frau verbracht, sie gefüttert und ins Kino genommen und schließlich zu sich heraufgebracht hatte.

Er stand noch immer mitten im Zimmer und hielt das Telegramm in der Hand, aber er hielt es wie eine kleine Siegesfahne.

„Unangenehm?" fragte das Mädchen und zündete sich eine Zigarette an. Es wußte nicht recht, wie es sich jetzt benehmen sollte, aber der Mann war nett, wenn auch still und etwas seltsam.

„Ich muß leider sofort abreisen", sagte Michael, mit dem Versuch, höflich zu sein.

Das Mädchen lächelte. „Na schön", sagte es und schlüpfte in seinen Mantel. „Na schön."

Michael hielt dem Mädchen die Tür auf und ließ es vorangehen. Er sah wie gebannt auf die schmalen Hüften.

Er brachte es bis auf die Straße hinunter und winkte ein Taxi herbei. „Es tut mir leid", sagte er. Das Mädchen, das noch nie so höflich herausgeworfen worden war, lachte jetzt. Der Abend war nett gewesen, erstaunlich nett. Es hielt Michael die Hand hin. „Gute Nacht", sagte es „und vielen Dank, vielleicht ein andermal."

Michael nickte abwesend und sah dem schnell davongleitenden Taxi nach. Er hatte eine Hundertdollarnote in das schäbige kleine Handtäschchen des Mädchens gelegt. Es würde sie erst später finden, wenn es ihn längst vergessen hatte. Er ging zurück in sein Zimmer und verlangte ein Gespräch nach Hollywood in Kalifornien, Voranmeldung für Edith Zylander. Er mußte den Namen dreimal buchstabieren, bevor eine übermüdete Telephonistin ihn begriff. Dann setzte er sich auf seinen Bettrand und wartete. Er rauchte vier Zigaretten, bevor es klingelte und eine unwirsche Männerstimme sagte: „Augenblick, ich rufe das Fräulein."

Im Apparat hörte er das Zuschlagen von Türen, dieselbe böse Stimme, die über die nächtliche Ruhestörung fluchte und jemanden schrecklich schalt. Dann hörte er Ediths Stimme, die spröde, die süße, atemlose Stimme, die

er liebte. „Hallo", sagte diese Stimme, „hier Edith Zylander. Sind Sie es Mister Miller?"

„Was fehlt Ihnen?" schrie Michael. „Sind Sie krank? Was ist passiert? So antworten Sie doch!"

„Ich schäme mich so," sagte Edith, „ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, bitte . . . ich kann hier nicht so laut reden, es ist mir so schrecklich peinlich."

„Sind Sie krank?"

„Nein, nein."

„Wieviel brauchen Sie, Kind?"

„Ich? . . . Dreihundert Dollar sind schrecklich viel Geld, nicht wahr? Aber ich habe Schulden, ich . . ."

„Sie haben morgen das Geld."

„Haben Sie vielen Dank. Tausend Dank."

„Warum weinen Sie?"

„Ach, ich . . . ach nur, weil ich nicht aus noch ein wußte und so froh bin, daß Sie mir helfen wollen."

„Was wollen Sie tun, wenn Sie Ihre Schulden bezahlt haben? Wie sind Ihre Pläne?"

„Pläne, ich . . . ich weiß nicht. Dürfte ich nicht in meine alte Stellung zu Ihnen zurückkommen, Mister Miller? Ach bitte!"

„Wenn Sie wollen . . ."

„Ich laufe nicht wieder fort."

„Nehmen Sie das nächste Flugzeug. Gute Nacht."

Er hängte plötzlich ab. Sein Blut tobte, sein Herz tobte, sein ganzer Körper war in Aufruhr. Seine Nerven zitterten, seine Muskeln spannten sich. Er ging ins Badezimmer hinüber und stellte sich unter die Brause, die er zur vollen Stärke andrehte. Der harte, kalte Strahl traf ihn mit großer Kraft. Er stand wie ein Baum, leicht schwankend, aber er hielt aus. Edith, dachte er, die letzte Möglichkeit, bevor alles aus ist, bevor . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ignaz und der Teufel.

Novelle von Heinz Steguweit.

In Köln pflegt man nicht abergläubisch zu sein, obzwar ein Sagenschatz von gespenstischer Vielfalt die Vergangenheit dieser Stadt bekränzt. Und dort, wo seit Aeonen der alte Dom steht, prahlte vor Jahren auch die Buntheit der Litfaßsäule beklebt mit Plakaten mancherlei Art, vor allen Dingen warb das Theater für eine Vorstellung von Goethes Faust. Warb sogar mit einem Bilde, das in farbigen Strichen jene Szene darzustellen sich bemühte, da Mephisto, mit der Rechten den Kopf nachdenklich stützend, mit der Linken am zausigen Spitzbart zupfend, in Fausts langem Kleide einen Schüler solchermaßen belehrt:

„Mein teurer Freund, ich rat euch drum:
Zuerst Collegium logicum . . . !"

Vor diesem Plakat stand mitten zur Zeit des kalten Dezember auch ein Jüngling, der nicht wußte, was ihn so unentrinnbar zwang, über die wunderlichen Hintergründe des Bildes nachzudenken. Gewiß, man hatte soeben in der Prima einige Szenen des klassischen Zauberspiels gelesen. Gewiß, es hatte sich im Reigen der Verse manch Geheimnis aufgetan, von dem man bisher wohl einiges geahnt, den letzten Sinn indessen nicht begriffen hatte.

So stand der Jüngling vor der Litfaßsäule, ein wenig traurig, sicher aber trachtend und forschend, pochte doch das Herz mit wildem Ungestüm, wußte doch die aufgerührte Seele nicht, warum sich ihre Gedanken quälten.

Bis der junge Mann ein frostiges Zittern spürte, so als habe ihn das Schwert einer grausamen Erkenntnis getroffen: Sein Gesicht war das des faustischen Schülers! Jawohl, der gemalte Knabe, der sich mit Mephisto in ein Gespräch verstrickte, trug ganz und gar seine Züge.

Da lachte der Jüngling spöttisch auf, um sich aus der Umzingelung eines Unbehagens zu befreien. Vom Himmel fiel Schnee, die Flocken trieben in wirbelnden Wolken über den Domplatz, man mußte schon den Mantelkragen hoch um die Ohren klappen, um sich geborgen zu fühlen.

„Solch ein Plakat möchte ich haben", knurrte der Jüngling, wandte sich dann zum Gehen, sichtbar entschlossen, dem Gaukelspiel des Zufalls nicht länger mit törichtem Gruseln zu huldigen.

Indessen: Die Füße, die den ersten Schritt versuchten, kamen nicht vom Pflaster. Die Stiefel schienen eingewachsen in der Erde, die Beine waren hölzern und wie erfroren, — ein Traum fast und ein Alpdrücken bei wachem Verstande! So oft auch der Jüngling die Schenkel heben mochte, der Körper gehorchte nicht. Schon wollte der Geplagte einen Hilferuf tun, als auch der Mund keinen Laut mehr gab. Die Stimme schlug wie eine Flamme zurück und die Zunge keilte sich erbarmungslos als Pflock vor den Gaumen.

„Soll ich Ihnen helfen?" fragte im gleichen Augenblick ein Mann, der als Spaziergänger die Not des Jünglings wohl erkannt hatte. Und da der gelähmte Schelm wenigstens mit dem Gehör noch bei Sinnen war, konnte er schmerzhaft nicken, konnte er auch mit den Augen einen Blick voll flehentlichen Dankes tun, — aber ein neues Entsetzen rüttelte den Körper: Der hilfsbereite Herr, der einen altmodischen Havelock trug, dazu einen schwarzen Schlapphut von romantischen Maßen, hatte Blatternarben im Gesicht, während am Kinn ein Spitzbart wucherte, nicht anders, als jene Figur des Plakats ihn trug, die uns der Dichter des Faust als Spottgeburt von Dreck und Feuer verächtlich machte.

Also blieb es dabei: Der Gelähmte gab keine Antwort, doch vernahm er ein plärrendes Gelächter.

Der Mann im Havelock streckte die Hände aus, deren Finger wie Krallen waren, krumm und spitz wie das Geschwätz eines bösen Weibes.

„Kommen Sie, junger Mann!"

Der Körper des Jünglings zuckte, die Beine bewegten sich, die erloschene Stimme fand das erste Wort: „Ich danke Ihnen! Oh, ich danke Ihnen von Herzen . . . !"

Die Stirn troff, die große Angst war vorüber, zumal auch das Antlitz des Fremden nicht minder gewandelt schien, als habe Mephisto soeben die gütigere Maske des Faust übernommen, um dem Schüler ein frommer Meister zu sein.

Die Weihnachtsbäume

Nun kommen die vielen Weihnachtsbäume
Aus dem Wald in die Stadt herein.
Träumen sie ihre Waldesträume
Weiter beim Laternenschein?

Könnten sie sprechen! Die holden Geschichten
Von der Waldfrau, die Märchen webt,
Was wir uns alle erst erdichten,
Sie haben das alles wirklich erlebt.

Da stehn sie nun an den Straßen und schauen
wunderlich und fremd darein.
Als ob sie der Zukunft nicht recht trauen;
Es muß doch was im Werke sein.

Aber, wenn sie dann in den Stuben
Im Schmuck der hellen Kerzen stehn
Und den kleinen Mädchen und Buben
In die glänzenden Augen sehn,

Dann ist ihnen auf einmal, als hätte
Ihnen das alles schon einmal geträumt,
Als sie noch im Wurzelbette
Den stillen Waldweg eingesäumt.

Dann stehen sie da, so still und selig,
Als wäre ihr heimliches Wünschen erfüllt,
Als hätte sich ihnen doch allmählich
Ihres Lebens Sinn enthüllt;

Als wären sie für Konfekt und Lichter
Vorbestimmt, und es müßte so sein,
Und ihre spitzen Nadelgesichter
Sehen ganz verklärt darein.

Gustav Falke.

„Erholen Sie sich, junger Mann. Sie hatten einen Anfall. Vielleicht Krämpfe. Oder etwas Panik im Gemüt, weil der Schüler des Plakats Ihrem Gesicht so ähnlich ist. Jawohl, winken Sie nicht ab, ich habe es sofort bemerkt, darum sprang ich hinzu, Ihre Haltlosigkeit mit einem kleinen Collegium logicum zu kurieren. Wie heißen Sie —?“

„Ignaz, mein Herr!“

„Ignaz? Das ist schade! Wer Ignaz heißt, kann es nicht weit bringen, es sei denn, daß er mit der Beschaulichkeit eines bürgerlichen Daseins schon zufrieden wäre. Nein, lieber Ignaz, wie durften Sie mich so enttäuschen! Wie gern hätte ich in Ihnen die gleiche Wissengier vermutet, wie sie Ihr Ebenbild, nämlich der wackere Schüler auf dem Plakat, seinem höllischen Lehrmeister zu Füßen legt!“

Ignaz, der dem Sonderling einigen Dank schuldete, konnte sich nicht entschließen, unter Verachtung aller rücksichtsvollen Gefühle den Domplatz zu verlassen. Vielmehr glaubte er dem Fremden verpflichtet zu sein, also lächelte er freimütig: „Mein Herr, wenn ich auch Ignaz heiße, ich werde schon fertig werden mit dem Leben; in meinen Augen ist dieser Faust ein Trottel gewesen!“

„Sieh an! Und die Begründung? Sie Knirps, Sie Keim, Sie Halbgeborener —?“

„Nun, ich schlösse keinen Pakt mit dem Teufel, um die schöne Helena zu sehen oder in den arkadischen Gärten zu schwelgen. Ich bin ein Kind meiner Zeit! Ich wäre schon zufrieden, wenn ich bis an mein Lebensend täglich fest und sicher zehn Mark zu verzehren hätte. Mehr brauchte ich nicht als Grundlage!“

„Wieviel verdienen Sie heute —?“

„Nichts. Ich bin noch Primaner!“

„Zehn Mark je Tag? Das möchten Sie fest und sicher bis an Ihr Lebensende?“

„Jawohl! Ich würde mir alles leicht und bekömmlich machen!“

„Aber, Ignac, warum nicht 50 Mark je Tag —?“

„Wäre noch besser. Aber das ist ja alles Spaß! Ich will nur zehn! Als Grundlage!“ —

Der Fremde warf den Havelock auseinander, riß sich den Schlapphut gespenstisch aufs Gebüsch der Augenbrauen:

„Furchtbar ernst ist es, junger Mann! Ich sichere Ihnen diese Summe! Abgemacht? Zehn Mark je Tag! Bis ans Lebensende!“

Ignaz wollte sich mit einem scherzhaften Wort verabschieden: offenbar war ihm ein Narr und Sonderling in den Weg gekommen. Aber der Fremde drohte mit scharfem Blick, er zupfte sich mit der Linken den Spitzbart, mit der Rechten kramte er in der Tasche, dann holte er eine Hand voll Münzen hervor:

„Hier! Nehmen Sie! Aber nicht nachzählen! Damit müssen Sie warten, bis ich verschwunden bin. Es bleibt dabei: Zehn Mark für jeden Tag!“

„Aber Herr . . . !“

„Kein Wort mehr! Leben Sie wohl!“ — „He. — Herr!“

Der Narr mit dem Havelock war verschwunden. War abgetaucht in der Dunkelheit, die sich über den Domplatz gesenkt hatte, kalt und windig, mit Nebelschwaden und Schneegestöber!

Ignaz rannte bald diesem Schatten nach, bald jenem. Der Spitzbärtige blieb verschollen, wohl aber grinste der Satan des faustischen Plakates frech in die Straße, — ein neues Ebenbild, ein quälender Spuk: So hatte die Larve des Blatternarbigen gedroht! Mit grünen Augen, wie bei einem Raubtier!

Ignaz lief, rannte, raste, in der Hand die Münzen, die so heiß waren, als wollten sie schmelzen. — Die Straßen von Köln waren leer, die Geschäfte hatten geschlossen, auf den Uhren rückte der Zeiger zur Mitternacht, — barmherziger Himmel, wohin floh die Zeit, wie konnte der Tag so hastig verdunsten? Das Gespräch mit dem Fremden hatte acht Stunden gedauert? Ein Mirakel!

Ignaz taumelte, als die Erkenntnis über ihn kam: Er mußte das Erlebte melden! Den Eltern! Der Polizei . . . !

Unter einer Gaslaterne hielt er an, die Stirn tropfte, das Herz stampfte gegen die Rippen! Der Gehetzte öffnete langsam die vom Frost erstarrte Hand und zählte nach, was er besaß, Pfennig um Pfennig, Groschen um Groschen. Und keuchte, zitterte, weinte: Fünf Mark! Keinen Deut drüber! Fünf Mark in kleinen, schier zusammengebettelten Münzen! Was sollte das? Zehn Mark brauchte er doch für jeden Tag bis ans Lebensende? Und diese fünf . . . ? Ignaz schrie auf: Hatte er nur noch einen Tag zu leben? Nur noch zwölf Stunden Frist? Und dann . . . ?

In der Brust stürzte etwas ein. Die Knochen der Schenkel schienen zu bröckeln, denn die Beine brachen zusammen, als wären sie nur noch haltloses Fleisch.

„Mutter, Vater, Hilfe — —!“

Minuten später las eine Polizeistreife den Ohnmächtigen auf. Ignaz wurde, da er einen Ausweis in der Tasche trug, nach Hause geschafft, wo die Eltern schon bangten.

Der Arzt kam, dem Jungen zu helfen. Und der Fiebernde öffnete die Augen, alles zu berichten, alles preiszugeben, und man hatte keinen Grund, eine Silbe dieses Schreckens in Zweifel zu ziehen.

Ignaz starb um die zwölfte Stunde des neuen Tages, nachdem seine arme Seele einem fürchterlichen Kampf unterlag.

Zum Begräbnis fand sich die ganze Schule ein, und viele Glocken der Domstadt begleiteten den Zug mit flehendem Geläut. Aus der Grabrede behielt ich dies: „Kämpft, ihr Jungen, und wollet es nicht leicht haben in einer Welt, mit der es Gott so schwer hat! Und fliehet jeden, der euch rosige Tage verspricht, denn ein träges Leben kann nur des Teufels sein!“ —

Der Blatternnarbige mit dem Havelock blieb verschollen, obwohl ganz Köln sich auf die Fährte machte.

Dem Jüngling aber, der ein gesichert Leben bis ans Ende seine beste Sehnsucht genannt hatte, schrieb man Fausts ewige Lehre auf den Stein:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß —!“



Bunte Chronik



Das Rassepferd im Zebra-Kleid.

Ein Trainer aus Auteil in Frankreich rächte sich für seine Entlassung durch einen ungewöhnlichen Streich. Er bemalte den Hengst „Couronne“ mit schwarzen und weißen Farbstreifen, so daß das edle Tier wie ein Zebra aussah. Diese höhnische Verschandelung dürfte allerdings nicht ohne gerichtliches Nachspiel bleiben.





Enttäuschte Hoffnungen!

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.